

Van der Helst.



Die Preisvertheilung durch die Schützenmeister zu Amsterdam.

Bartholomäus van der Helst, geboren 1613 zu Harlem, zählt unbedingt zu den ersten Malern Hollands, namentlich im Portrait. Wessen Schüler er gewesen, ist unbekannt. Er kam frühzeitig nach Amsterdam, wo er sein ganzes Leben verblieb, im heiteren Verkehre lebte, ganz nur Holländer sein wollte, sich nicht, wie seine Zeitgenossen, nach Italien verirrte und in vorgerückten Jahren noch heirathete. Ein Sohn aus dieser Ehe wurde ebenfalls Maler. Er starb 1670.

Man nennt als sein vorzüglichstes Bild das Portrait des Fräuleins Constance Reijnt, das die Dichter seiner Zeit, vornehmlich Joh. de Vos, zu begeisterten Versen hinriß; wir müssen jedoch sein Schützenfest, das im Treppenhaus zu Amsterdam hängt, unter allen obenan stellen. Das Banket, das die Schützen in den Doelen zu Amsterdam bei Gelegenheit des 1648 zu Münster geschlossenen Friedens gegeben, bildet den Vorwurf dieses herrlichen Gemäldes. Die zahlreichen Figuren, welche in schönster Composition sich um den Tisch reihen, sind in Lebensgröße und ergreifen durch die Wahrheit der Situation, die eine gewisse Erhabenheit des Styls nicht ausschließt. Leben, Freude und Frische treten uns in den herrlichsten Gestalten entgegen; wir glauben uns mitten in dies heitere Treiben hinein versetzt. „In diesem Stück,“ sagte der alte Houbraeken, „ist das Nackle so natürlich, die verschiedenen Stoffe der Kleider sind so gut in ihrer Art wahrgenommen, Gold und Silber und aller Festzierath so ausführlich, wahr und kunstreich dargestellt, daß man nicht genug staunen kann“, und ein Kenner seiner Zeit sagte von dem

Bilde: „Wenn die Malerei anbetungswerth, so braucht man nicht weiter zu gehen, um ein Idol zu suchen.“ — Diesem Bild zur Seite hängt sein Rival, die „Preisvertheilung an die Bogenschützen durch die Bürgermeister“, das über diesen Zeilen steht. Vier Personen sitzen um einen Tisch, den ein reicher Teppich bedeckt; sie tragen die flämische Tracht mit dem Mantel auf den Schultern. Drei von ihnen prüfen die kostbaren Gegenstände, Ketten und Ketten, welche den Siegern bestimmt sind. Der Vierte, die Hauptfigur des Bildes, wendet lächelnd den Kopf dem Zuschauer zu und zeigt uns einen von den drei Uebrigen durchaus verschiedenen Typus. Jene sind ächte Bürgermeister, ernste Holländer; dieser repräsentirt durch Haltung und Miene den kriegerischen Charakter des Flämänders. Im Hintergrunde sieht man die Sieger die Preise mit Ungeduld erwarten. Das Bild hängt in verjüngtem Maßstab im Louvre.

Zahlreiche Portraits haben van der Helsts Namen in gleichem Grade, wie diese beiden größern Compositionen, die gleichfalls nur Portraits bieten, verewigt.

Für acht Schillinge Weizenbrod.

Novelle von M. Goldschmidt.

I.

Durch den Theil des Kirsebärgangs, der von Kopenhagens Westertor an der Nyssensbastion hin nach dem Badehause führt, gingen eines Morgens früh drei junge

Menschen mit raschem Schritt. Zwei von ihnen marschirten mit niedergeschlagenen Augen ernst neben einander her; der Dritte ging etwas unregelmäßiger, war bald voraus, bald zurück, während er abwechselungsweise seine stummen Begleiter und den grünbekleideten Ball, das stille Wasser und die Bäume betrachtete, deren Wipfel gerade von der Sonne geküßt wurden, welche über den Ball emporstieg. Endlich rief er, indem er stehen blieb: „Nein, ich will mich 'mal etwas umsehen; hier ist es ja reizend.“

Die beiden Andern blieben nun gleichfalls stehen und wandten sich halb gegen ihn um; der Eine sagte:

„Reizend? Hier reizend? Gehst Du in den Kirsebärgang, um die Natur zu bewundern?“

Die Person, die so sprach, führte den stolzen Namen Adalbert, Adalbert Johnson, und war ein schwächlicher, hochaufgeschossener Mensch mit einer zarten Stimme, der er in diesem Augenblick etwas Spöttisches zu geben suchte.

„Weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“ sagte der Vorige, Richard Wilsed.

„Nein, nun muß ich lachen! Das ist ja Alles künstlich angelegt.“

„Was nennst Du künstlich?“ rief Richard. „Sind diese Blätter, die voll Thautropfen hängen, Kunst? Ist der Streifen dort auf dem Wasser, wo Licht und Schatten sich berühren, Kunst?“

„Ach, ich meine natürlich, daß der Ball von Menschen angelegt und der Stadtgraben gegraben, also nicht eigentlich Natur ist; das eine ist kein wirklicher Hügel, das andere weder Bach, noch See . . .“

„Somit wäre ein Garten auch nicht Natur? Du kannst weder Bäume noch Früchte bewundern, weil sie von Menschen gezogen sind!“

„Ja, ein Garten, . . . ein Garten . . .“

Ohne sich um Adalberts Verlegenheit zu kümmern, fuhr Richard fort: „Es mag wohl närrisch sein, aber ich finde diesen Ort immer ungemein hübsch. Wenn ich das stille Wasser sehe und die Bäume, die darüber herabhängen, muß ich immer an die Stelle in Coopers „Jäger“ denken, wo der stille Fluß beschrieben wird, mit dem tief herabhängenden Gebüsch, in welchem der blutige Indianer verborgen liegt.“

„Richard, ich muß um zehn Uhr zu Hause sein und Unterricht geben, laß uns weiter gehen,“ sagte Ditlev Blot, der bisher geschwiegen hatte.

Als sie das Badehaus verließen, rief Richard: „Ich bin erschrecklich hungrig.“

„Ja, ich habe auch Hunger,“ sagte Adalbert; „ich werde mir ein Bierschillingbrod bei der Frau hier kaufen.“

„Ein Bierschillingbrod, was soll das nützen!“ rief Richard, während er in der Westentasche suchte. „Hurrah! ich kaufe mir zwei! — Madame, hier sind acht Schillinge!“

„Für acht Schillinge Brod! das kannst Du ja nicht hinunter kriegen.“

„Stille, Adalbert; Du hast keinen Begriff von meinem Hunger; ich könnte Dich mitspeisen, wenn Du nicht so nüchtern aussehst.“

Sie setzten schweigend ihren Weg fort, und verspeisten ihre Brode; nach kurzer Pause sagte Richard jedoch mit einem Seufzer: „So, nun kann ich nicht mehr! Das eine wäre doch genug!“

„Ja, was sagte ich?“ rief Adalbert, „der Magen wird früher satt, als die Augen.“

„Wenn wir nur einem armen Buben begegneten, dem wir dieses Brod geben könnten.“

„Würdest Du es wagen, es dem nächsten besten Mann anzubieten, dem wir begegnen?“

„Warum nicht?“

„Es gilt, Du wagst es nicht.“

„Was gilt es?“

„Du bist mir drei Mark schuldig? Quitt oder einen Thaler.“

„Gut, ich schlage ein.“

Es dauerte lange, bis sie einen Spaziergänger trafen; endlich aber sahen sie einen robusten Mann in feiner schwarzer Kleidung ihnen entgegenkommen. Er hatte die Hände auf dem Rücken und schien in tiefe Gedanken versunken. Richard ging ihm entgegen, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte: „Darf ich Ihnen ein Stück Weizenbrod anbieten?“

„Was soll das heißen?“ rief der Mann.

„Das soll heißen,“ rief Richard mit einer Verbeugung, „daß ich Sie zu einem Frühstück einlade.“

„Wollen Sie mich zum Narren haben?“ rief der Mann bluthroth vor Zorn.

Adalbert schlich sich hinter eine Ecke des Balles; auch Ditlev Blot entfernte sich etwas.

Richard begann die Contenance zu verlieren. „Es ist kein Unglück, einem Mann ein Brod anzubieten.“

„Kein Unglück, naseweiser junger Mensch!“ rief der Mann und erhob den Stock; „ich werde Ihn lehren, was es heißt, die Leute zu höhnen.“

Richard erblaßte, als er den erhobenen Stock sah; mit einer Stimme, die von der Furcht etwas gedämpft war, sagte er: „Schlagen Sie nicht!“

Der Mann blieb einen Augenblick in derselben Stellung stehen und sah Richard ins Gesicht; es schien einen versöhnenden Eindruck auf ihn zu machen, denn er ließ nach und nach den Stock sinken und sagte mit etwas weniger barscher Stimme: „Kennen Sie mich? Wollten Sie mich beleidigen?“

„Nein,“ antwortete Richard; „und wenn Sie den Stock wegnehmen, will ich Ihnen offen gestehen, daß es eine Unverschämtheit von mir war und ich Sie um Verzeihung bitte. Ich empfehle mich.“

„Nein, halten Sie, junger Herr!“ sagte der Fremde; „Sie müssen doch den einen oder andern Grund gehabt haben. Zum Teufel, man läuft nicht so gerade auf die Leute zu und bietet ihnen Brod an. Sie sind mir wenigstens eine Erklärung schuldig.“

„Wenn Sie es wissen wollen: es war eine Wette; ich wurde dadurch mit einem meiner Gläubiger quitt.“

„Wie groß war die Summe?“

„Drei Mark, mein Herr.“

„Hören Sie, mein glücklicher Schuldner, Ihr Gesicht gefällt mir; wir haben Bekanntschaft gemacht, — sind Sie wie ich gestimmt, so setzen wir sie fort.“

Richard sah den Mann verwundert an; erst jetzt achtete er auf sein Aeußeres; es war ein sanfter, freundlicher, etwas ällicher Mann, mit einem Ausdruck von Noblesse und Würde in Auge, Haltung und Kleidung. Richard rief: „Erst jetzt fühle ich das Abscheuliche meiner Handlung. Hätte ich Sie recht betrachtet, wäre es nicht geschehen. Sie werden mich nie ansehen können, ohne an meine Unverschämtheit zu denken.“

„Das glauben Sie, weil Sie jung sind; Sie werden erfahren, daß man noch wichtigere Dinge vergessen kann.“

Haben Sie Lust, einen Spaziergang mit mir zu machen? Ihre zwei Begleiter liefen davon, als sie glaubten, es werde ein Handgemeng entstehen."

Adalbert war zu Richard's Eltern gegangen und hatte nach ihm gefragt; dies gab Veranlassung zu weiteren Fragen, und Adalbert erzählte die ganze Geschichte.

Als Richard bei seiner Nachhausekunft die Treppe hinaufging, hörte er seinen Vater, den Schneidermeister Bilsed, sagen: „Da ist er!“ worauf die Küchentüre geschlossen wurde. Richard mußte klingeln. Als er in die Stube seiner Eltern kam, stand der Vater mit einem dicken spanischen Rohr in Postur und empfing ihn mit den Worten: „Was willst Du hier, Du Schlingel? Habe ich mir's deshalb am Munde abgespart, was es gekostet, Dich studiren zu lassen? Hältst Du deshalb die Leute für Narren und vergeudest acht Schillinge für Weizenbrod, während Deine Geschwister nur Roggenbrod essen. Ich will Dich Mores lehren!“ Zum zweiten Male drohten Richard Prügel. Aber dies Mal trat die Mutter dazwischen:

„Du bist zu hitzig, Andreas, Du darfst ihn nicht schlagen.“

„Da haben wir's!“ rief der Vater, „so sind die Frauenzimmer. Zuerst stießen sie uns auf, nur um später die Vermittler zu machen. Was wolltest Du hier?“

„Ich wollte Sie nur wissen lassen, daß ich heute Mittag nicht zu Hause esse.“

„Meinetwegen auch heute Abend nicht; wo isst Du aber?“

„Andreas, lege das spanische Rohr weg!“ rief die Mutter; „wer wird denn einen Studenten schlagen.“

„Wo wirst Du zu Mittag essen?“

„Beim Legationsrath Ritter Dömin!“

„Bei wem? — Wie kommst Du zu dem? Und wer war der Mann mit dem Weizenbrod?“

„Der Legationsrath Dömin!“

„Hilf Himmel!“ rief die Mutter.

„Er fand, daß ich einige Aehnlichkeit mit seinem Sohne habe, so wurden wir gute Freunde.“

Die Mutter rief weinend: „Ich habe es immer gedacht, er macht sein Glück. Als es in der Pederhydtfeldstraße bei uns brannte, lagen seine Hofen auf einer brennenden Tragbahre und sind doch nicht verbrannt. Deine Amme sagte damals, Du würdest außerordentlich reich.“

„Das habe ich auch im Sinne!“ rief Richard.

II.

Als Richard einst bei dem Legationsrath eintrat, sagte dieser: „Lieber Richard, ich möchte Dir vorschlagen, daß wir, statt in's Theater zu gehen, heute Abend zu Hause bleiben und mit einander plaudern. Johann besorgt uns hier ein kleines Abendessen; auch hat er Vollmacht, den besten Wein aus dem Keller zu holen, um Dir einigen Ersatz zu bieten.“

„Sprechen Sie nicht so, lieber Vater!“ unterbrach ihn Richard, indem er seine Hand ergriff. „Sie wissen ja, wie gerne ich in Ihrer Gesellschaft bin, — nein, kommen Sie mir nicht mit der alten Einwendung, daß es bloß Dankbarkeit sei. Wollen Sie mich zwingen, Ihnen das Compliment zu machen, daß Sie ein interessanter Mann sind?“

„Wohl möglich, Richard. Aber ich bin immer in

Deiner Schuld. Du hast mich zwanzig Jahre jünger gemacht; während ich Dich ins Leben einzuführen glaubte, hast Du mich eingeführt. Du machtest mich zu einem Baum, der im Herbst wieder blüht. Wenn ich an das verflossene Jahr denke, bin ich nicht im Stande zu begreifen, wie ich es ohne Dich hätte aushalten können.“

„Am Ende sind Sie gar noch für Kost und Logis in meiner Schuld!“ rief Richard munter; „ich werde nicht versäumen, Ihnen meine Neujahrsrechnung zu senden.“

„Thu' das nur, mein Sohn. Laß uns aber jetzt zu Tische gehen.“

Richard sah seinen Wohlthäter forschend an und folgte ihm schweigend. Als des alten Mannes Blicke langsam im Zimmer umher liefen und mit einer gewissen Innigkeit auf allen Gegenständen aushielten, rief Richard ängstlich: „Um Gottes willen, was ist geschähen? Was bedeutet diese Behmuth in Ihren Blicken?“

Der Legationsrath füllte sein und Richards Glas, indem er mit zitternden Lippen sagte: „Trinke, Richard! Auf glückliches Wiedersehen!“

„Wiedersehen? Wollen Sie mich denn verlassen?“

„Ja, mein Sohn, wir müssen uns trennen. Ich muß in Familienangelegenheiten nach Brasilien reisen. Du vergißest, mit mir auf ein glückliches Wiedersehen anzustoßen.“

„Kann ich nicht mit Ihnen reisen?“

„Nein, Richard, ich kann das nicht zugeben. Wenn Du Dein Examen gemacht, magst Du nachkommen. Brasilien ist ein guter Platz für Aerzte. Du kannst Dir dort Achtung und Vermögen erwerben, und wenn ich einst die Augen geschlossen, magst Du als reicher Mann in Deine Heimath zurückkehren.“

„D sagen Sie mir Alles; vertrauen Sie mir an, weshalb Sie so plötzlich von hier fort müssen. Gott, ich kann Sie nicht allein gehen lassen.“ Bei diesen Worten brach er in lautes Weinen aus.

„Nein, Richard, fasse Dich,“ sagte der alte Mann, „ich will Dir Alles anvertrauen, denn ich habe keinen treueren Freund als Dich, wie jung Du auch bist. Du weißt, daß ich mich in Brasilien aufgehalten; dort erwarb ich mein Vermögen, dort bekleidete ich ein Amt, weshalb man mich später zum Legationsrath machte. Es war in meinen jungen Jahren. Ich stand in Verbindung mit einer Dame, einer schönen Creolin, die ich gegen den Willen meiner Verwandten heirathete. Sie schenkte mir eine Tochter. Die Regierung berief mich zurück; ich mußte Frau und Tochter in Brasilien lassen, da ich meinem Fürsten keine Mittheilung von meiner Verbindung gemacht und ich in Gefahr stand, eine wichtige Stellung zu verlieren, wenn ich mit meiner Gattin in Kopenhagen ankäme. Ich hoffte später, durch wichtige Dienste meinen unvorsichtigen Schritt vergessen zu machen.“ Für Frau und Tochter war gesorgt. Wir standen in ununterbrochenem Briefwechsel, bis eine Epidemie in Rio Janeiro wüthete und alle Nachrichten von ihr ausblieben. Die Freunde, an welche ich mich wandte, waren gestorben. Ich betrauerte meine Frau. Nach mehreren Jahren bot sich mir eine passende Partie, und ich heirathete: aber nie verließen mich die Gewissensbisse, da ich doch kein sicheres Gewähr hatte, daß meine erste Frau wirklich gestorben war. Meine zweite Frau und mein einziger Sohn starben — es kam mir vor, wie etwas, was ich schon zum Voraus gewußt, wie eine Strafe, der ich zu entgehen glaubte, wenn ich die Augen schloß. — Nun erhalte ich

plötzlich einen Brief von Brasilien, daß die Mutter gestorben, daß meine Tochter allein und verlassen stehe, in einem Lande, wo weder Gesetz noch Recht für die Schwachen ist. Die Pflicht ruft mich. Richard, Du hast nun meine Beichte gehört; ich habe mit Dir wie mit einem gleichalterigen Freunde gesprochen; sage mir jetzt: „Soll ich reisen, oder weist Du ein leichtes und natürliches Mittel, dieses verwickelte Verhältniß zu lösen?“

Ein leises Nein war Richards Antwort.

Der Legationsrath versank in tiefes Nachdenken, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Sprich doch mit mir, Richard, laß mich ein freundlich Wort hören, damit ich nicht bereue, daß ich Dir vertraut, was ich Andern so lange verheimlicht.“

Richard eilte hinzu und umarmte den lieben alten Mann: „Urtheilen Sie nicht falsch über mein Schweigen; aber es war mir so wunderbar zu Muthe, ich glaubte einem Selbstgespräche zu lauschen. . .“

„Nein, Richard,“ unterbrach ihn der Legationsrath, „ich werde Dir sagen, was es war, ich ahne es: es war jugendliche Zartheit. Aber ich erzähle Dir die Geschichte meines Lebens nicht bloß, um Dir den Grund meiner Reise anzuvertrauen, oder ein freundliches Herz zu haben, das mir den Kummer tragen hilft, sondern damit Du durch meine Erfahrung klug werdest.“

Mit solchem Gespräche brachten sie den letzten Abend bei einander zu.

III.

Richard stand auf der Schanze, als das Schiff um das hohe Vorgebirge fuhr, und die Stadt Rio Janeiro mit ihren Kuppeln, Thürmen und Palästen und den mächtigen grünbekleideten Bergen im Hintergrunde sich vor dem Blicke ausbreitete. Aber sein Blick glitt gleichgültig über die von der Morgen Sonne vergoldeten Zinnen; als er den fremden Welttheil zuerst sah, hatte er recht gefühlt, wie fern er von dem Vaterlande war, und ängstlich und beklommen, beinahe wie ein Kind, das seine Mutter vermißt, sehnte er sich nach seinem alten treuen Freunde, der auf dieser ungeheuren Landstrecke die einzige menschliche Seele war, die sich um ihn kümmerte.

Sobald er ans Land gekommen war, suchte er einen Wegweiser, der ihn nach der Estancia hinausführen konnte, die Don Manuel José y Herrera gehörte, dem Herrn, bei welchem der Legationsrath seiner Mittheilung zufolge wohnen sollte.

Als die Maulthiere ihn nach einigen Stunden raschen Trabes an den Ort seiner Bestimmung gebracht und Richard mit pochendem Herzen den massiven Thürhammer bewegte, kam ein Neger so hastig herbei, als ob er Besuch erwartet, und fragte, wer er sei.

Richard antwortete im besten Portugiesisch: „Geht und meldet den dänischen Arzt, dann weiß man Bescheid.“

„Der Arzt! Der Doctor, der Doctor!“ rief der Schwarze, daß es im Gange widerhallte, und mehrere neugierige schwarze Gesichter erschienen in Fenstern und Lücken. „Senhor, darf ich Sie bitten, einzutreten!“ sagte er zu Richard und zeigte freundlich die weißen Zähne, indem er die Thüre weit öffnete.

Im Gang kam ein würdiger alter Herr ihm entgegen, grüßte ihn höflich, aber stumm, und führte ihn durch eine Menge Nebengänge in ein abgelegenes Zimmer, wo auf einem Sopha eine Dame ausgestreckt lag, deren prachtvolle Kleider zerrissen waren und die an den Schläfen blutete.

Sobald ein Arzt einen Kranken sieht, ist ihm zu Muthe, wie dem Schlachtopfer, wenn es Gewehrfeuer und Kriegsmusik hört; es eilt über Gräben und Hecken in des Waldes Dickicht. Richard fragte rasch, was der kranken Dame geschehen sei, und als er erfuhr, daß sie auf einem Spazierritt in den Bergen mit ihrem Pferde gestürzt, traf er rasch die nöthigen Anordnungen, um sie wieder zum Leben zu bringen.

Nach Verlauf von kurzer Zeit kam sie zum Bewußtsein und verlangte, nach der Stadt gebracht zu werden, und während die weibliche Dienerschaft mit den Vorbereitungen zu ihrer Fortschaffung beschäftigt war, verließ Richard das Zimmer, erfreut darüber, nun an seine eigenen Angelegenheiten denken zu können. Aber er begegnete Niemand in den Gängen und genirte sich, eine der Thüren zu öffnen. So kam er hinaus in den Garten, wo der Besitzer die schönsten Blumen der tropischen Himmelsgegend gesammelt zu haben schien; aber Richard hatte in diesem Augenblicke kein Auge für die Natur und ihre Herrlichkeiten, er blickte sehnsuchtsvoll nach jedem Fenster, ob er nicht plötzlich seines Wohltäters freundliches Gesicht zum Vorschein kommen sähe. Aber hinter keinem von den Fenstern schien sich Leben zu bergen, nicht einmal ein weibliches Gesicht zeigte sich, um nach dem fremden Gast zu sehen: die Bevölkerung des ganzen Hauses schien mit der kranken Dame beschäftigt. Endlich nach langer Zeit, als Richard bereits begann ungeduldig zu werden, erschien der Herr des Hauses am Eingang des Gartens, und man konnte deutlich sehen, daß er Richard gesucht. „Kommen Sie, Senhor!“ rief er ihm zu, „die Herzogin wünscht, daß Sie sie nach der Stadt begleiten.“

Richard war zu ihm hingeeilt und legte die Hand auf seinen Arm: „Aber, mein Herr, wo ist Legationsrath Damin? Ihn suche ich; sagen Sie ihm, daß ein junger dänischer Arzt mit ihm sprechen will.“

„Er ist todt!“ sagte der Herr und winkte ihm mit der Hand; „er kam krank hierher und starb. — Kommen Sie, Senhor, Ihr Glück ist gemacht, folgen Sie der Herzogin.“

Richard stand einen Augenblick unbeweglich da; große Thränen rollten über seine Wangen.

„Aber verstehen Sie mich denn nicht!“ rief der Herr ungeduldig; „wollen Sie sich selbst im Lichte stehen und nicht der reichsten Dame des Landes folgen?“

Richard riß sich von seinem Schmerze los. Der Selbsterhaltungstrieb erwachte durch das bestimmte Bewußtsein, daß er nun ganz allein stehe in einem fremden Welttheil, und während er dem fremden Herrn folgte, sagte er mit thränenvollen Augen: „O mein theurer Wohltäter! Noch im Tode sorgst Du für mein Glück!“

IV.

Die Herzogin von Biancares war eine Frau im besten Alter. Mag nun aber die brasilianische Sonne die Blüten früher öffnen und versengen, oder die Herzogin von Biancares von sehr heftigem Temperamente gewesen sein und Gemüthsbewegungen durchlebt haben, die die Haut in eine Art Pergament verwandelt, genug, ihre schwarzen, kleinen, glühenden Augen vermochten sie nicht schön zu machen und sahen doch wie Feuerströme aus, die des Berges Lava ausgießen.

Sie begnügte sich nicht, ihn als Leibarzt mit einem bedeutenden Gehalt anzustellen, sondern eröffnete ihm auch den Zugang zu den reichsten Familien der Hauptstadt, in-

dem sie überall die Lebensgefahr schilderte, in der sie geschwebt, und aus der sie die h. Jungfrau dadurch gerettet, daß sie ihr den jungen dänischen Arzt aus dem Himmel sandte. Da, sie beschäftigte sich sogar mit seinen Privatangelegenheiten, und als er ihr anvertraute, daß ihm viel daran gelegen sei, eine Dame auszukundschaften, die Tochter seines Wohlthäters, stellte sie Nachforschungen an, theilte ihm aber nach Verfluß von einiger Zeit mit, daß sie fruchtlos gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hauselephant in Ostindien.

Von allen Thieren, welche des Menschen Macht unterworfen sind, gibt es keines, das ihm eine größere Menge von Diensten erwiese, als der Elephant, wenn das Klima seinem Temperamente entspricht und es möglich ist, ihm zu geringem Preise die für seinen Unterhalt nöthige Nahrung zu bieten.

In ganz Hindostan, von der Mündung des Indus bis zu der des Ganges und in ganz Indochina bis zur Küste der Halbinsel Malacca, wird der Elephant zu den verschiedensten Arbeiten verwendet, namentlich zur Bestellung des Feldes. In Malacca ist jede Woche ein stark



Feldbau in Indien.

befuchter Elephantenmarkt. Nach den neuen Nachrichten kostet ein guter Elephant in Malacca, Wellesley und Singapore 50—100 Dollars (125—250 Gulden). Man findet dort immer Hunderte zur Auswahl; die jüngsten, vorausgesetzt, daß sie ganz ausgewachsen sind, werden zu höherem Preise verkauft, als die andern. Der Landmann, der einen jungen Elephanten kauft, wird, wenn nicht gerade Krankheit oder ein unglücklicher Zufall eintritt, nicht sobald wieder in die Nothwendigkeit versetzt sein, diese Ausgabe zu erneuen. Denn die durchschnittliche Dienstzeit eines guten Elephanten ist fünfzig Jahre; es gibt in Hindostan sogar welche, die bereits seit achtzig Jahren ar-

beiten und im Besitze ihrer Vollkraft sind; das sind jedoch Ausnahmen.

Der Elephant pflügt mit ebensoviel Geschicklichkeit, als Klugheit. Er zieht nicht stoßweise, wie ihm solche vorwerfen, die ihn nicht selbst gesehen, sondern vollkommen gleich- und regelmäßig. Der Pflug, an den er gespannt ist, ist gewöhnlich der Art, daß er zwei Furchen zu gleicher Zeit zieht; mehr als zwei Morgen darf man ihn nicht in einem Tage durchfurchen lassen; denn obgleich er besser als der Ochse die Mühen erträgt, ist doch die Sonnengluth in den tropischen Gegenden so groß, daß man riskirt, ihn krank zu machen, wenn man ihn mehr arbeiten läßt. Ein

Mann sitzt auf dem Rücken des Thieres, ein anderer, der Gornak, geht zur Seite desselben, und ein dritter drückt den Pflug in die Erde.

Man sollte glauben, der Elephant sei ganz zum Hausthiere geworden. Dem ist aber nicht so. Der Mensch, der den Elephanten in seine Dienste nehmen will, muß ihn dem wilden Zustand abringen; es ist bislang noch nicht gelungen, eine Familie im Zustande des Hausthieres zu erhalten. Die angeborene Indolenz der orientalischen Völker in Verbindung mit ihrem Hängen an alten Sitten ist wohl an dieser Anomalie schuld. Auf der einen Seite denkt der Hindu, der Birmane, der Malaie, daß es noch genug wilde Elephanten in den Wäldern gibt, ganz wie der Wilde, der einen Baum umhaut, um die Früchte zu sammeln, denkt, es gebe noch genug Bäume; auf der andern Seite haben es ja ihre Vorfahren nie anders gemacht.

Der Schwefelhölzerjunge.

Eine Newyorker Geschichte.

„Stiefelwische! Stiefelwische! Schwefelhölzer!“ rief ein kleiner schmutziger Kobold, und steckte dabei seinen Kopf in die offene Thüre des Hotel Universe. Kaum berührt das genannte Wort das Trommelfell, so wird eine sympathetische Saite angeschlagen, die wie eine Glockenschnur auf die Sprachorgane wirkt und sie Nein zu sagen zwingt. So sang auch hier ein Chor unisono, und mit einer Präzision, die bei unsern Choristen an der Oper noch nicht erreicht ist: „Nein, wir brauchen keine!“ Mr. Jerome Green, ein gutmüthiger Gentleman, der die Feiertage in der Stadt zubrachte, saß bequem in einem Lehnstuhl, von welchem er jedoch nur die beiden hintersten Beine benützte, da seine eigenen Füße auf den Fensterrahmen gestützt waren, und sang mit den übrigen: „Nein, ich brauche keine.“ Der kleine Bursche, der ein verständiges, aber schwermüthiges Gesicht hatte, war eben im Begriffe, sich von dem prächtig decorirten Zimmer zurückzuziehen, als Mr. Green zufällig sein Gesicht nach der Thüre wandte und eines kleinen schmutzigen Fußes ansichtig wurde, der von dem eisigen Froste ganz blau war, und sich erinnernd, daß er erst in vergangener Woche über den Mangel an Schwefelhölzern in seinem Schlafzimmer sich geärgert, rief er: „Galt! ich brauche doch einige Schwefelhölzer, kleiner Junge, wie theuer verkaufst Du sie?“

„Achtzehn Pence das Duzend,“ war die rasche Antwort, „und sie riechen nicht.“

„Wirklich nicht?“ sagte Mr. Green, und dachte im Stillen: „Das ist mehr, als ich von Dir sagen kann, mein junger Freund,“ aber er behielt diesen Gedanken bei sich, da er die Gefühle des Schwefelhölzerjungen nicht verletzen wollte.

Während der ganzen Zeit hatte Mr. Green die Schwefelhölzer in der Hand gehalten, als wollte er wägend ihren eigentlichen Werth ermessen.

„Achtzehn Pence das Duzend, und sie riechen nicht,“ wiederholte der Knabe, indem er in seine kleinen erfrorenen Hände blies. Noch sagte Mr. Green nicht ein Wort, denn seine Gedanken waren weit fort in der einen oder andern eingebildeten Schwefelhölzerfabrik; er berechnete den eingebildeten Arbeiterlohn: wie viel Einer verdienen könnte, wenn er Schwefelhölzer, das Duzend zu achtzehn Pence, machte, die nicht riechen.

„Es wird garantirt, daß sie sich halten und leicht brennen,“ rief der Knabe, der das beste Bein vorsetzte und bange wurde, seine Ausflüchte, zu verkaufen, möchten zu nichts werden.

„Aber ich brauche nicht gerade ein Duzend,“ sagte unser Gentleman, indem er zu sich selbst kam. „Ich bin überzeugt, daß die Hälfte dieses Quantum hinreicht, mich ein Duzend Mal in Brand zu stecken. Gib mir ein paar Schachteln, — hier sind sechs Pence für Dich,“ und indem er dem Knaben einen Schilling reichte, bat er ihn, das Uebrige herauszugeben.

Das Gesicht des Knaben, das sich etwas aufzuklären begonnen, verfinsterte sich wieder; er besaß kein kleines Geld, denn er hatte an diesem Morgen noch nichts verdient.

„Das thut nichts,“ sagte der leichtgläubige Mr. Green, „Du kannst es mir morgen bringen; Du wirst mich ungefähr um dieselbe Zeit hier finden. Wie heißest Du?“

Der Knabe sagte Peter, und verließ ihn fröhlich mit der Versicherung, daß er Wort halten werde; Mr. Green stand auf, um fortzugehen, als sein Freund Smart, der ein stummer Zuschauer der ganzen Scene gewesen, aufhörte, seine Zehenspitzen zu betrachten, und ihm nachrief: „Jerry, weshalb gaben Sie dem Knaben einen Schilling für zwei Schachteln? Sechs Pence waren genug.“

„Ich gab ihm auch nur sechs Pence,“ antwortete unser leichtgläubiger Freund; „er bringt mir die kleine Münze morgen wieder.“

„Sie erwarten doch nicht, daß Sie den Knaben wieder sehen werden?“

„Allerdings,“ war die ruhige Antwort.

„Ich wette einen Hut, er kommt nicht.“

„Top!“ und „Top!“ folgten rasch auf einander, und die Freunde trennten sich.

Wir standen Nachmittags an der Ecke einer Straße ganz in Gedanken versunken und stierten über den unpässbaren Broadway mit einer Anzahl anderer Individuen hinüber, die von demselben Wunsche, wie wir, beseelt waren. Wir wollten nämlich Alle den Broadway kreuzen, ohne überfahren zu werden, oder mehr Rippen zu brechen, als durchaus nothwendig. Auf der andern Seite standen unsere Gegenparte, die Regenschirme zum Himmel erhebend und ein wahres Bild des Lebens darbietend. Sie würden viel gegeben haben, wenn sie da gestanden, wo wir standen, und wir waren nicht minder begierig, da zu stehen, wo sie standen. Wagen um Wagen rollte vorbei, wie die Wogen des Meeres, unaufhaltsam und unaufhörlich, um sich nach allen Richtungen der Stadt zu zerstreuen, und sich im Schooße von Southferry wieder zu finden. Plötzlich tritt eine Unterbrechung ein und Jeder steht seinen Nachbar oder seine Nachbarin an, als wollte er sagen: „Endlich!“ Alle thun dies; Alle kommen hinüber. Sagten wir, daß Alle glücklich hinüber kamen? Wir sind unverfehrt auf der andern Seite und sehen uns um. Nein, nicht Alle sind so gut davon gekommen. Nach den großen Schiffen nur, den Omnibussen sich umsehend, vergaß ein armer kleiner Schwefelhölzerjunge den Schoonern auszuweichen, die sich in den Fahrwassern befanden, und ist von dem Karren eines Schlächters überfahren worden: seine bescheidenen Waaren liegen auf der Straße umher. Der Kutscher flucht fürchterlich und fährt weiter; es sammelt sich eine Menge Menschen; ein mitleidiger Arbeiter hebt den armen Knaben auf und trägt ihn in die nächste Apotheke (wir selbst und mancher andere Gentle-

man würden dasselbe gethan haben, wenn er nicht so schmutzig gekleidet gewesen). Die Thüre schließt sich, der Haufe drückt sich die Nase platt an dem Fenster; wir können ihm nicht helfen; wir haben keine Zeit zu warten, denn ein Plagegeist von Buchdruckerlehrling ist uns auf den Fersen, deshalb richten wir unsere Schritte nach der untern Stadt und denken: „Der arme, arme Junge!“

Am folgenden Morgen saß Mr. Green auf demselben Fleck und in derselben Stellung, wie oben beschrieben; da er ganz vertieft in die „Tribune“ war, achtete er nicht auf einen sehr kleinen Knaben, einen reinen Zwerg, der ihn neugierig betrachtete und sich Mühe gab, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; aber vergebens, er war zu klein. Später machte diese Miniaturausgabe des Menschengeschlechtes ein so unharmonisches Geräusch mit der knarrenden Thür, daß man ihn barsch anfuhr, er solle sich packen; Mr. Green, der eine unklare Vorstellung davon hatte, daß er es zuvor schon gesehen, winkte dem Kinde; denn ein Kind war es, wie eines, das noch in der Ammenstube sich befinden sollte. Es war unseres Freundes Peter treues Ebenbild in verjüngtem Maßstab. Dieselben blauen Zehen, dieselben blauen Hände und dieselben verständigen ehrlichen Augen. Aber ach, es sprach ein tiefer Kummer aus dem kleinen magern Gesicht, in welchem Thränenkanäle in den Schmutz gezogen. Um sich weitere Betrübniß zu ersparen, beschloß Mr. Green anzunehmen, daß die Gestalt vor ihm derselbe Peter sein müsse, von dem er am vorhergehenden Tage Schwefelholz gekauft und der in der verkloppenen Nacht zusammengeschrumpft sei, — vielleicht vor Kälte oder Hunger, — und nun zurückgekommen, um ihm das kleine Geld herauszubringen. Aber er sah keinen Korb, und ein so kleiner Tom Tom konnte auch nichts verkaufen. Während diese Gedanken unklar an Mr. Greens geistigem Auge vorüberzogen, tauchte Peter der Jüngere fleißig in die Tiefen seiner Kleider unter, und kam endlich nach zahlreichen Versuchen in der Seitentasche seiner Jacke, die in gleicher Linie mit seinen Waden war, mit drei Kupfermünzen hervor, die er Mr. Green überreichte: „Sind Sie der Gentleman, dem Peter sechs Pence schuldet?“

„Ja, mein Junge, der bin ich,“ war die Antwort.

„Peter hat keine sechs Pence bekommen, — Peter von einem Karren überfahren, — seinen Korb und seine Mütze verloren, und sein Bein gebrochen und seinen Arm, — und Peter ist so — o — o krank (hier brach das Kind in's Weinen aus), „und drei Cents sind Alles, was er bekommen.“

„Zum Teufel!“ rief Mr. Green, indem er aufsprang, „wo wohnt Ihr?“

„Little Rum Street, Mud Alley,“ schluchzte das Kind.

„So komm mit,“ und ohne weiter auf die Warnung Mr. Smarts zu achten, hatte er den Saal verlassen, einen Wagen gerufen und war auf seiner barmherzigen Mission mit dem kleinen Zoe.

Der Wagen hielt vor einem der Gängen, an denen in diesem Stadttheil Ueberfluß ist und die das Gepräge der Armuth, des Elends und der Verkommenheit tragen. Das Kind ging ihm voran, trat in eine Vorstube ohne Thüre, dann in einen Hof und flog von diesem in Etwas, das einer Höhle gleich, aber sich bei näherer Bestichtigung als ein niederer dunkler Keller erwies. Als Mr. Greens Augen etwas an die Dunkelheit gewöhnt waren, welche ein Talglicht, das in einen Flaschenhals gesteckt war, nur schwach

erhellte, sah er in einer Ecke seinen kleinen Bekannten von gestern auf einem Strohsack liegen; aber ach! wie verändert! Das abgegrahnte Gesicht war beinahe bleifarbig, die Haare klebten fest zusammen durch den kalten Schweiß; der kleine Körper mit den verbundenen Gliedern lag unbeweglich da, und ein schwaches Stöhnen dann und wann war das einzige Kennzeichen des Lebens. Das Hausgeräthe dieses Aufenthaltsortes für menschliche Wesen bestand in einem zerbrochenen Tische und einem dreibeinigen Stuhle. Auf dem letzteren saß eine arme Frau, welche mit einer eigenthümlichen Bewegung hin- und herwackelte. Sie sei eine Nachbarin, sagte sie, und selbst arm, das wisse unser Herr. Die Eltern des Kindes seien vor einem Jahre von drüben aus England gekommen, arme bescheidene Leute, mit drei kleinen hübschen Kindern; die Mutter konnte das Schiffsieber nie verwinden, das sie sich auf der Ueberfahrt zugezogen, und verließ sie bald, um in's bessere Jenseits zu gehen. Sie nahm ihren Säugling mit, was ein wahres Glück gewesen; und nachdem der Vater, ein arbeitsamer Mann, bei einem Fall von einem Gebäude gestorben, hatte ein Nachbar sich angeboten, Peter zu sich zu nehmen und Zoe nach Randalls Insel (Anstalt für elternlose Kinder) zu senden. Aber Peter hatte sich geweigert, den kleinen Zoe zu verlassen, und nachdem er eine kleine Summe durch den Verkauf ihrer Effecten zusammengebracht, hatte er seine armen Waaren gekauft, und mit einem großen Herzen in einem kleinen Körper widmete er sich männlich seinem Berufe bei Hitze und Kälte, bei Hunger und Durst, gerade so viel verdienend, daß sie, mit Unterstützung ihrer armen Nachbarn, Leib und Seele zusammenhalten konnten. Er war wirklich ein hübscher Junge, ein guter Junge, mit größerem Verstand, als man bei seinem Alter erwarten konnte, aber nun war Alles vorbei. Der Arzt, ein guter, freumblicher Gentleman, der sich eine Zeitlang bei ihm aufgehalten und Medicin gesandt, sagte, daß er nicht nach dem Hospitale gebracht werden könne, wohin man ihn sogleich geschickt hätte, und es würde auch wirklich nichts nützen, denn es sei diesen Morgen viel schlechter. Green hatte mit stummem Schrecken diesen Jammer angehört, der so ruhig erzählt wurde, und war es nun die feuchtkalte oder die dunstige, erstickende Atmosphäre, er fühlte sich zu krank, um zu sprechen. Im selben Augenblick öffnete der Knabe die brechenden Augen, und als unser Freund sich zu ihm herabbeugte, zuckte ein Blitz der Ueberraschung über sein Gesicht. „Ich — habe — das Geld — nicht — bekommen. Ich — verlor — alles — zusammen,“ murmelte er, mit großer Mühe jedes Wort herauspressend.

„Kümmere Dich nicht um das Geld, mein armer Junge,“ sagte Mr. Green, als ob ihm seine Kehle zugeschnürt würde. „Du mußt wieder gesund werden. Ich will für Dich und den kleinen Zoe sorgen, Ihr sollt nicht mehr frieren und hungern, und Ihr werdet es besser bekommen, soweit es in meiner Macht liegt.“

Aber der kleine Peter war über die Gleichgültigkeit der Hartherzigen und die Freundlichkeit der Gütigen in dieser Welt hinweggehoben. Ein sanftes Lächeln ergoß sich über seine Züge — er schien ihn zu verstehen. „Sie sollen Dank haben — der kleine Zoe — Dank — Dank — ich habe — das Geld — nicht bekommen —“. Das Lächeln verschwand, seine Augen wurden glatt; ein tiefer Seufzer verkündigte, daß der Kummer des Kindes zu Ende war. Green vergoß herzliche Thränen. Er schloß die Augen und stand lange und gedankenvoll an der Leiche,

dann gab er der Frau Geld und Ordre zum Begräbniß, nahm den kleinen Joe bei der Hand und verließ den Ort.

„Wie steht es mit dem Hut?“ rief Jim Smart, als er einige Tage darauf unsern Freund im Unverse traf. „Ich vermute, daß Sie mir eine Anweisung auf Genuin (berühmter Hutmacher) geben werden, da ich mir denken kann, daß Sie Ihren Schwefelhölzerjungen nie mehr zu Gesichte bekommen.“

„Nein,“ antwortete Green ernst, „ich werde den Jungen nie mehr zu Gesichte bekommen, — er ruht unter dem Schnee im Greenwoodkirchhof. Sein Körper war elend und dürftig hienteden, aber,“ fügte er mit Nachdruck hinzu, „seine kleine Seele ist nun ein Rauchopfer vor Gott. — Guten Morgen, Mister Smart; ich verlasse jetzt die Stadt.“

Odeffa.

Odeffa ist der wichtigste Hafen des schwarzen Meeres und das bedeutendste Depot der Erzeugnisse von Mittel- und Süd-Rußland.

Nach der Erwerbung von Neu-Rußland ließ Catharina im Jahre 1792, von dem Spanier Joseph von Rivas, dem Adjutanten Potemkins und späteren Admiral, eine Stadt zwischen den Mündungen des Dniester und Dnieper im Innersten der Bucht anlegen, welche sich rasch zu einem außerordentlich wichtigen Seeplaze emporgeschwungen; denn während sie am Anfang des Jahrhunderts nur 8000 Einwohner zählte, hat sie jetzt gegen 90,000. Odeffa verdankt einem französischen Emigranten, dem Herzog von Richelieu, welcher 1803 Gouverneur wurde, seine Größe und Pracht. Die meisten größeren Kaufleute in Rußland sind Fremde: in Petersburg Engländer, in Odeffa Italiener, in Riga Deutsche.



Ansicht von Odeffa.

1. Handelshafen. 2. Kaiserlicher Marinehafen. 3. Richelieutreppe, Hauptlandeplatz.

Die Stadt hat den Nachtheil, daß sie gar kein Trinkwasser besitzt, das deshalb aus weiter Ferne herbeigeführt werden muß; auch ist die Umgegend ganz unfruchtbar; es fehlt vollständig an Holz, und der Verkehr mit dem Innern des Landes ist schwierig. All' dieser Nachtheile ungeachtet ist Odeffa der Lagerplatz des Getreides von ganz Volhynien, Podolien und Gallizien geworden. Auch werden jene Nachtheile anderweitig durch das gesunde Klima, die glückliche Lage am Meer und die Vortrefflichkeit des Hafens aufgewogen. Letzterer besitzt neben seiner Tiefe und Sicherheit eine äußerst bequeme Einfahrt. Eine Citadelle vertheidigt den Hafen und ein seit 1833 auf dem Cap Takli angebrachter Leuchthurm leitet die nach Odeffa segelnden Schiffe.

Odeffas Ausfuhrartikel sind Getreide, Talg, Hanf, Eisen, Kupfer und Felle aller Art. Trotz seines Handels und Reichthums ist Odeffa jedoch schlecht und planlos gebaut; ja selbst die Straßen sind zumeist nicht gepflastert. Dagegen ziehen einige große Gebäude die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; so die Nikolaitirche, das prachtvolle Theater, der Gouvernementspalast mit der bronzenen Statue des Herzogs Richelieu, die Admiralität und die Börse. Interessant sind die 11 Bazars mit 1500 Buden und die reichen wissenschaftlichen Anstalten, unter denen das Museum der Alterthümer Süd-Rußlands obenan steht.

Die Zerstörung dieser berühmten Stadt wäre ein unerseßlicher Verlust nicht nur für Rußland, sondern für die gesammte Handelswelt gewesen.